

# Mut zur Freiheit – Die Evangelischen Räte als Zeichen christlicher Freiheit

Franz Kamphaus, Limburg\*

Der ZDF-Redakteur Michael Albus berichtet von der Leproärztin und Ordensfrau Ruth Pfau: „Die Fahrt von Karachi hierher war eine reine Nervensache. Zeitweise befiel mich panische Angst, brach mir der Schweiß aus. Eine irre ‚Schwimmerei‘ mit den abgefahrenen Reifen auf dem Asphalt, eine Reihe von Beinahe-Zusammenstößen. Ich frage Ruth Pfau immer wieder: Warum das alles? Dabei habe ich den Eindruck, daß es für sie lästig ist, immer über etwas für sie Selbstverständliches sprechen zu müssen: ‚Also, im Grunde mache es tatsächlich keinen Unterschied aus, ob ich von so einer Fahrt zurückkomme oder nicht. Das gibt einen enormen Freiheitsraum.‘ Dann auch: ‚Ich gehöre keiner Mächtokonstellation, keinem Interessenverband an. Und so werde ich auch von den Leuten eingeschätzt. Die wissen, wenn ich etwas erreichen will, dann ist mein bestes Argument: Ich habe ja keinen Neffen, der davon profitiert. Und schließlich gehören zu diesem Zuwachs an Freiheit auch meine Gelübde als Ordensschwester dazu. Sonst hätten sie überhaupt keinen Zweck. Wenn das kein Zuwachs an Freiheit wäre, dann frage ich mich, wie diese Gelübde all die Jahrhunderte in der Kirche überhaupt überlebt haben. Sie hätten tatsächlich keine Existenzberechtigung,“ (Albus/Pfau, Ein Leben gegen den Aussatz, S. 61f.).

Die Gelübde als Zuwachs an Freiheit? Das ist ein Wort, unerwartet vielleicht. Die meisten Leute denken: ‚Gelübde – Menschen hinter Klostersgittern. Arme Menschen, die sich nicht entfalten können. Sie sind eingezwängt und verklemmt. Man muß sie befreien, damit sie etwas haben vom Leben...‘ – Und hier: Die Gelübde als Zuwachs an Freiheit!

## 1. Zuwachs an Freiheit

Freiheit und Freiheit ist nicht dasselbe. Man kann mit dem Wort Etikettenschwindel treiben. Dann sagt man Freiheit und meint im Klartext Willkür oder Eigennutz. Viele meinen, sie seien frei, wenn sie tun können, was sie wollen, und wenn sie nur das zu tun haben, was sie möchten. Sie versprechen sich von Freiheit, daß ihnen immer alles zur Verfügung steht, was sie gerne möchten. In diesem Sinn hat Karl Marx einmal gesagt, der Mensch sei frei,

---

\* Den folgenden Vortrag hielt Bischof Franz Kamphaus von Limburg beim Ordenstag des Bistums Münster am 30. September 1987 in der Hohen Domkirche in Münster

wenn er die Möglichkeit habe, „morgens zu jagen, nachmittags zu fischen, nach dem Essen zu kritisieren, wie er gerade Lust hat...“. Wenn das der Inbegriff von Freiheit ist, dann erscheint jede Bindung als Fessel der Freiheit. Dann wird Beseitigung von Bindungen mit dem Fortschritt an Freiheit gleichgesetzt. Dieses Freiheitsverständnis, so häufig es auch in Vergangenheit und Gegenwart anzutreffen ist, verfehlt sein Ziel. Es ist viel zu einseitig vom Ich her gedacht, von den eigenen Bedürfnissen. Der einzelne Mensch sieht dann schließlich nur noch sich selbst. Er kennt allein seinen Fortschritt, seinen Nutzen, seine Interessen. Eigeninteresse und Eigennutz werden dann zum Maßstab der Freiheit.

Der Mensch ist sich selbst nicht genug, er ist auf Beziehungen angelegt. Er lebt von Beziehungen, die ihn befreien, in denen er frei bleibt und andere befreit. Unsere Sprache kennt noch den Zusammenhang von Freiheit und Liebe. Sie kennt nicht nur das Hauptwort „Freiheit“ und das Adjektiv „frei“, sondern auch das Tätigkeitswort „freien“. Wir freien uns, indem wir aus uns selbst herausgehen und einander lieben, also Beziehungen aufnehmen und Bindungen eingehen. Die Liebe ist der Weg zur Freiheit.

Von dieser Freiheit spricht der Glaube. Er spricht nicht von einer Allerwelts-Freiheit, sondern von einer ganz bestimmten Freiheit, von der Freiheit, die aus der Liebe kommt. Davon kann man nicht reden, ohne von Gott zu sprechen. Ihm verdanken wir uns. Wir sind aus seiner Freiheit geboren. Wir sind und bleiben uns selbst vorgegeben. Wir empfangen uns aus Gottes Hand. Unsere Freiheit verdankt sich der vorgängigen, frei gewagten Liebe Gottes zu uns. Sie kommt dort zur Reife, wo wir in Freiheit das Wagnis der Liebe eingehen.

Die sogenannten Räte des Evangeliums führen uns in diese Freiheit von Gottes Gnaden. Gehorsam, Armut, Ehelosigkeit – diese drei Räte des Evangeliums sind Entfaltungen des einen Rates zur Freiheit. Sie wollen nichts anderes sein als die christliche Alternative zu Macht-, Besitz- und Sexualstreben um ihrer selbst willen. Wohlgemerkt: Um ihrer selbst willen! Es geht nicht um eine Abwertung dieser Triebe (was leider nicht selten geschah), es geht um eine schöpferische Übertreibung, um „Wandlung“.

Man kann von diesen drei Evangelischen Räten nicht reden, ohne von Gott zu reden. Sie stehen und fallen mit dem Glauben an Gott. Von ihm erhalten sie ihren Sinn und ihren Wert. Wenn jemand sich ganz auf Gott einläßt und ihm sein Leben überläßt, dann kann er getrost viele Dinge lassen. Er kann frei werden wie kaum jemand sonst. Er muß keine Angst mehr um sich selbst haben, er hat den Rücken frei. Für ihn wird wichtig, was andere als unwichtig ansehen; und es wird weniger wichtig, was anderen ihr „ein und alles“ ist, von dem sie meinen: „Ohnedem geht's gar nicht, ohnedem kann ich nicht leben.“

## 2. Zum Gehorsam befreit

Es ist nicht zu übersehen, daß die gesellschaftliche und kirchliche Entwicklung unseres Jahrhunderts den Gehorsam fundamental betrifft. Bedenken Sie nur: Ziel der Pädagogik ist heute nicht mehr Gehorsam, sondern Emanzipation, Selbstverwirklichung, Selbstbestimmung. Gehorsam und Selbstverwirklichung scheinen sich auszuschließen. Selbstentfaltung ist – heißt es – nur in dem Maße zu erreichen, wie der Gehorsam überflüssig gemacht wird. Wenn ich auf die Entscheidung eines anderen, „Fremden“ hin lebe und handle, werde ich dann nicht „überfremdet“, mir selbst „entfremdet“, „fremdbestimmt“? Die Frage muß doch lauten: Wie komme ich zu mir selbst? Wie finde ich meine Identität?

Diese Frage, das ist eine Grundaussage des Glaubens, kann ich nicht mit mir selbst beantworten. Ich kann nicht allein zu mir selbst finden. Mit einer sich selbst genügenden Selbstverwirklichung ist es nicht getan. Wer darum bei sich selbst stehenbleibt, kommt nicht weit. „Du wärest bald am Ende mit mir, wenn ich nicht eins wäre mit dem, der keine Grenzen kennt“ (P. Claudel, „Der seidene Schuh“). Die Freiheit der Liebe will sich selbst überschreiten. Sie zielt nicht darauf, sich das Leben zu nehmen, sondern es zu geben.

Nicht als ob Selbstverwirklichung in jedem Fall verderblich und unchristlich wäre. Wer kann ein größeres Selbstbewußtsein gewinnen als der, der glauben darf, daß er absolut und vorgängig zu allem, was er tut oder läßt, geliebt ist und geliebt bleibt? Gerade weil wir glauben, von Gott höchstpersönlich gewollt und geliebt zu sein, wissen wir uns auch von ihm ermutigt, unsere Möglichkeiten zur Entfaltung zu bringen und unser eigenes sterbliches Leben in Freiheit original zu verwirklichen. Aus dem Glauben an Gottes befreiende Liebe erwächst eine unzerstörbare Gewißheit der eigenen Würde und Freiheit von Gottes Gnaden.

Wenn daher unter dem Deckmantel einer vermeintlichen Christlichkeit geduckte, verkrümmte und verängstigte Menschen kleingehalten werden, ist das eine Sünde gegenüber diesen Menschen und eine Verunehrung Gottes. Niemand sollte so etwas als Vorbild hinstellen und als „Selbstlosigkeit“ verherrlichen. Selbstlos kann nur jemand sein, der ein Selbst hat, das er geben kann. Soweit also Selbstverwirklichung den Respekt vor der unverwechselbaren Würde und Berufung eines jeden Menschen meint, gehört sie ins Zentrum des christlichen Menschenbildes und ist in der Freiheit und Menschlichkeit Jesu maßstäblich vorgegeben.

Aber weil diese Freiheit aus der Liebe kommt, kann sie sich niemals auf Kosten anderer durchsetzen wollen, die Gott ebenso unverwechselbar liebt. Christliche Freiheit ist mit jener Selbstverwirklichung unvereinbar, die selbstherrlich die Durchsetzung für andere und für das größere Ganze ausblendet. Eine solche Art von Selbstverwirklichung ist fast immer Fremdbelastung, ja Fremderstörung. Sie schlägt schließlich in die Einsamkeit dessen um, der nur noch sich selbst kennt.

Statt dessen bedeutet Freiheit gerade, daß wir im Gegenüber zu anderen und in Verantwortung mit ihnen Menschen werden, die so frei sind, daß sie sich selbstlos für andere verschenken können. Christliche Freiheit meint jenes Selbstbewußtsein, das uns selbstlos für andere eintreten läßt. Wenn wir uns im Namen Gottes selbst verwirklichen, dann wird sich das darin zeigen, daß wir zunehmend mehr Energie freisetzen, für andere da zu sein und ihre Not und Sehnsucht zu erspüren.

Gehorsam, christlich verstanden, meint, daß wir nicht uns selbst hören, und darum nur auf uns selber hören (und horchen), sondern daß wir Gott gehören und darum auf ihn hören. Darum ist das Gebet der tiefste Ausdruck unseres Gottesgehorsams. „Im Gebet wagen wir die unkalkulierte Auslieferung unseres Lebens an den Vater“ (Synodenbeschluß „Unsere Hoffnung“). Wir bleiben nicht bei uns selbst stehen, wir gehen über uns selbst hinaus und überlassen uns Gott: „Vor dem Herrn, deinem Gott, sollst du dich niederwerfen und ihm allein dienen“ (Mt 4,10).

Das ist Tiefendimension des Gehorsams: die Anbetung.

Wenn es im Glauben zuerst und zuletzt um den unbedingten Gottesgehorsam geht, dann taucht sofort die Frage auf: Wie erfahren wir Gottes Willen? Worauf sollen wir hören, damit wir ihm im Gehorsam gehören? – Gottes Wille kann uns auf vielen Wegen erreichen: Im Schrei derer, die „unter die Räuber gefallen sind“, im Wort der Schrift, durch die kirchliche Autorität (Oberer), in der Stimme unseres Herzens (Gewissens). Gehorsam als ein gemeinsames Hören auf den einen Herrn. Alle kirchlichen Autoritäten haben nur den einen Sinn, das zu ermöglichen und zu fördern.

### 3. Frei aus Armut

Armut scheint heute gefragt: Option für die Armen, alternativer Lebensstil. Von Armut reden viele. Was meinen sie damit? Welche Konsequenzen hat das Reden? Wie ist Armut als Ausdruck der Freiheit zu verstehen?

Armut ist weniger ein asketisches Prinzip als vielmehr Ausdruck des Glaubens: Im Vertrauen auf Gott bin ich davon befreit, mein Leben selbst absichern zu müssen. Ich kann mich auf Gott verlassen, und darum kann ich gelassen alles andere lassen. Franz von Assisi ist nicht arm gewesen, weil er den Reichtum der Schöpfung verachtet hätte (er hat ihn geschätzt!), sondern weil Gott sein ganzer Reichtum war. Seine Armut schafft Gott Raum unter den Menschen.

Armut als Ausdruck des Glaubens: Das wird an der Erzählung vom „reichen Jüngling“ deutlich (Mk 10,17–27). Jesus lockt den Mann vom Haben-Wollen zum Sein: „Da blickte ihn Jesus an und gewann ihn lieb“ (10,21). Man könnte auch übersetzen: er umarmte, er küßte ihn. Damit ist alles gesagt.

Darin liegt die Chance seines Lebens, in dieser Zuwendung Jesu. Doch der Reiche hat alle Hände voll. Er kann die Umarmung nicht erwidern. Man denkt unwillkürlich an die Mutter, die ihrem Kind zurnft: „Komm in meine Arme.“ Aber das Spielzeug ist wichtiger. Das Kind bleibt allein. Das ist traurig. Der reiche Mann kann sich nicht von seinen Hab-Seligkeiten trennen. „Er hatte ein großes Vermögen“ (10,22). Daran hängt er. Er hat Angst, es zu lassen. Er vertraut seinem Besitz mehr als Jesus. Seine Arme und sein Herz sind besetzt. Darum kann er sich nicht in die offenen Arme Jesu fallen lassen.

Es ist die Zuversicht der Erzählung, daß der, der sich glaubend auf Jesus einläßt, die Freiheit gewinnt, sein Vermögen und sich selbst zu lassen. Der archimedische Punkt, von dem her der Reichtum in Bewegung kommt, ist nicht ein Appell („schnallt die Gürtel enger!“), sondern der Glaube. Mit dem Reich Gottes ist es – sagt Jesus – wie mit einem Schatz. Er liegt im Acker vergraben. Jemand entdeckt ihn, und in seiner Freude geht er hin und verkauft alles, was er hat, für den Schatz (vgl. Mt 13,44).

Wir leben in einer Gesellschaft, in der das Haben-Wollen sehr stark, fast übermächtig entwickelt ist. Wir lernen, Ansprüche zu stellen, haben zu wollen und immer mehr haben zu wollen. Das bringen wir uns bei ohne Schule und Seminare, einfach durch die Art unseres Lebens. Wir denken schließlich, alles sei zu haben und – schlimmer noch – was zu haben ist, sei alles. Wir meinen, jemand sei um so mehr, je mehr er hat: „Hast de was, dann bist de was...“ Haben wird mit Sein verwechselt. Dann wird die Sehnsucht nach Leben zur Sucht nach „Haben“ pervertiert, zur Hab-Sucht. Man besitzt nicht mehr, sondern ist besessen. Das Neue Testament bezeichnet die Habsucht (pleonexia = mehr-haben-wollen) als Götzendienst (Eph 5,5; Kol 3,5). Sie ist kein partielles, moralisches Versagen, sondern eine widergöttliche Grundhaltung des Lebens, ein dämonischer Bann.

Wodurch unterscheiden wir uns in Sachen des Habens und des Besitzes von Nichtchristen? Handeln wir nicht wie sie? Läßt der Besitz schließlich auch die Glaubenden besessen werden? Wie sehr er Einstellungen betreffen kann und in aller Regel verändert, ist allenthalben zu sehen. Man braucht dazu nicht weit zu gehen, wahrscheinlich nur zu sich selbst.

In einer Gesellschaft, in der der Besitz dominiert und Scharen Besessener produziert, sind freigesetzte leibhaftige Zeichen der Armut notwendiger denn je. Sie sind Einsprüche, Zeichen des Widerspruchs gegen den „Lauf der Dinge“, Signale der Hoffnung, daß es trotz der herrschenden Verhältnisse möglich ist, frei zu sein. Werden wir die Erfahrung vermitteln können, daß weniger (an Besitz) mehr (an Freiheit) sein kann?

#### 4. Jungfräulichkeit: die Kunst, sich in Gott zu verlieben

Eins muß hier von vornherein klar sein: Die Botschaft des Alten und Neuen Testaments ist weder sinnlichkeitsfremd noch geschlechtsfeindlich. Der Glaube an den Gott, der uns als Mann und Frau schuf, will gerade auch zur Sinnlichkeit und zur Würde der Sexualität befreien. Viele Menschen in der Kirche haben dies trotz mancher Gegenströmungen seit je bezeugt. Warum aber dann dieser Evangelische Rat zum Verzicht auf geschlechtliche Verwirklichung? Nichts aus Sexualangst, sondern aus Freiheit und Bindung an Größeres.

Die Ehe ist gut. Wir alle verdanken uns unseren Eltern. Ohne sie wären wir nicht. Die Ehe ist gut. Alles ist sie nicht. Und es ist gefährlich, wenn jemand zum anderen sagt: ‚Du bist mein ein und alles!‘ Da wird der andere ihn auf Dauer wohl enttäuschen, das kann er nicht halten. Alles ist er nicht. Ich muß zu niemandem sagen: Ohne dich könnte ich nicht leben. Gott, nicht ein Mensch, ist mein ein und alles.

Freud vor allem hat darauf aufmerksam gemacht, daß nichts den Menschen so sehr bis in die letzte Faser seines Daseins prägt wie seine Geschlechtlichkeit. Das ist seine Auszeichnung, das ist ein, wenn nicht der fundamentale Antrieb des Lebens (Weitergabe des Lebens). Es ist bedenkenswert genug, daß wir gleichursprünglich mit dieser unserer sexuellen Prägung (wohl in der ödipalen Phase) auch unsere Sterblichkeit entdecken. Mit unserer Lebenskraft erfahren wir, daß wir sterben müssen. Geschlechtlichkeit und Tod sind faktisch die geschwisterlichen Grundprägungen unseres Daseins. Unsere Liebe, so sehr sie aufs Ganze geht, steht unter der Signatur des Todes. Das Evangelium von Gottes Liebe zu uns und unserer Liebesfähigkeit zu ihm will gerade dazu erlösen, jene Liebe zu lernen, die den Tod unterläuft. Nicht: vom Leben zum Tod, sondern vom Tod zum Leben. Davon Zeugnis zu geben ist der besondere Rat des Evangeliums. Er will nicht Irdisches miesmachen, sondern es gerade würdigen, retten, befreien und ins Licht bringen. Er will es erlösen von all den trügerischen Illusionen, als könnten wir aus uns heraus auf Dauer und unerschöpflich lieben.

Wie kostbar ist eine Beziehungsfähigkeit, die aus der Freigabe lebt, ohne haben und besitzen zu wollen. Das gilt auch für die Gottesbeziehung. Sie verkommt, wenn man sie „haben“ will. Dann wird aus dem kostbarsten, was das Evangelium rät – die Gottesliebe –, doch wieder ein Mittel zum Zweck. „Manche Leute lieben Gott, wie sie eine Kuh lieben . . . Gibt sie Milch, ist sie gut, gibt sie keine, wird sie weggestellt, verkauft oder geschlachtet“ (Meister Eckhart). Wo die Freude am Dasein des anderen herrscht – nicht um zu haben, sondern um sein zu lassen –, da beginnt die Kunst, sich in Gott zu verlieben.

Den Phasen der menschlichen Entwicklung (Oralität, Analität, Genitalität) entsprechend sind Besitz, Macht und Geschlechtlichkeit als Urtriebe des Menschen zu verstehen. Sie können durch seine Freiheit / „Hörigkeit“ miß-

braucht werden und pervertieren. Sie können ihn dazu verführen, sich das Leben selbst verschaffen und sichern zu wollen. Das ist ein ganz und gar ruiniertes Unterfangen, das den Menschen in immer neue Zwänge stürzt und schließlich im Tod endet. Die Schrift sagt das in aller Schärfe. Und eine Gesellschaft, deren Devise es ist, sich auszuleben, muß erfahren, daß es – unter diesen Vorzeichen – bald aus ist mit dem Leben. In sich geschlossen (*curvatum in seipsum*), ist die natürliche Geschichte, eine Todesgeschichte. Das wollen die Evangelischen Räte als Stimme des Evangeliums in den Bereichen von Besitz, Macht und Sexualität in Erinnerung rufen. Sie sind nicht als moralische Höchstleistungen zu verstehen, sondern als Rat, anders zu leben. Sie zeigen, daß Besitz, Macht und Geschlechtlichkeit nicht das Leben ausmachen. „Es muß mehr als alles geben“ (Nelly Sachs). „In allem ist etwas zu wenig“ (Ingeborg Bachmann). Das offenzuhalten, dazu sind die berufen, die den Räten des Evangeliums folgen.